

Diskussionsbeitrag von Martin Schulze Wessel, Berlin

„Sudetendeutsche“ Identität und Mächtepolitik

Das Problem der nationalen Identität, das mit der Frage „Waren die Sudetendeutschen Deutsche?“ aufgeworfen wird, war bzw. ist im Zeitalter des modernen europäischen Nationalismus allgegenwärtig. Dabei sind freilich die Formen des nationalen Bewußtseins ebenso mannigfaltig gewesen wie die Muster der Integration verschiedener Ethnien in einem Staatswesen. Selbst wenn man sich auf die Betrachtung der Deutschen in Osteuropa beschränkt, fällt die Unterschiedlichkeit der Integrationsformen sofort ins Auge.

Aufschlußreich ist in dieser Hinsicht die Lektüre des Dramas von Anton P. Čechov „Drei Schwestern“. In dem Stück, das viel zum Verständnis der russischen Gesellschaft um die Jahrhundertwende beiträgt, sagt Baron Tuzenbach, dem Namen nach ein Deutscher, zu den Gästen im Haus der Prozorovs: „Ich habe einen dreiteiligen Familiennamen. Ich heiße Baron Tuzenbach-Krone-Altschauer, aber ich bin ein Russe, ein Orthodoxer, wie Sie. Deutsch ist an mir wenig geblieben, vielleicht die Geduld und die Hartnäckigkeit, mit der ich sie langweile.“

Tuzenbach ist also kein Deutscher, denn er will es nicht sein. Was veranlaßt ihn aber, sich ungefragt zur Frage seiner Nationalität zu äußern? Čechov schrieb sein Stück im Jahre 1900, als aus der traditionellen preußisch-russischen Allianz längst ein unheilbarer Antagonismus geworden war. An dem Beispiel Tuzenbachs wird deutlich, wie die Dynamik der Mächtepolitik einen Integrationsdruck auf die ethnischen Minderheiten im Zarenreich ausübte. Bemerkenswert ist dabei, wie Tuzenbach seine Integration anstrebt: Er bekennt sich zur Orthodoxie und hofft damit auf die integrierende Wirkung des Uvarovschen Reichsnationskonzeptes: Autokratie – Orthodoxie – Narodnost'. Integration geschieht hier also durch Subordination.

Zwischen der von Čechov idealtypisch dargestellten Form der Integration, nämlich der Unterwerfung der Minderheit unter die Staatsdoktrin der ethnischen Mehrheit, und der Beziehung zwischen den Deutschen und Tschechen in Böhmen besteht offenkundig ein Unterschied. Er beruht nicht nur in einer anderen Konstellation von dominierender und nicht dominierender Gruppe (um 1900), sondern ist grundsätzlicher Natur. Wie Klaus Zernack kürzlich am Beispiel der russischen und polnischen Geschichte gezeigt hat, war dem Reichsnationsbegriff Rußlands ein ostmitteleuropäischer Typus entgegengesetzt, der „mittels seines gens-natio-Gefüges den Staat vor der Partikularität des Ethnozentrismus bewahrte und ihn als Nationalstaat universal öffnete“¹. Etwa zur selben Zeit, als in Rußland Uvarov seiner Trinitätsformel Gültigkeit verschaffte, wurden in Böhmen von tschechischer wie deutscher Seite das Konzept eines Landes zweier Stämme entwickelt. Diesen föderativen Grundgedanken kann man bei František Palacký ebenso wie bei Bernhard Bolzano verfolgen.

¹ Zernack, Klaus: Polen und Rußland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte. Berlin 1994, 534.

Dabei war freilich die „sudetendeutsche“ Identität auf komplizierte Weise gebrochen: Neben dem „Wir-Bewußtsein“ der Deutschen in Böhmen, das sich im wesentlichen erst nach 1848 zu entwickeln begann, existierte ein Heimatbewußtsein im engeren Sinne. Es hatte sehr unterschiedliche Ausprägungen, da die Deutschen in den böhmischen Ländern bekanntlich keinen Neustamm gebildet hatten, sondern eine gewisse kulturelle Nähe zu den jeweiligen Einwanderungsgebieten bewahrten. Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schlug sich dies nicht nur in der Volkskunst nieder, sondern machte sich auch in unterschiedlichen politischen Tendenzen bemerkbar, etwa in dem großen Anklang, den die Los-von-Rom-Bewegung bei den Deutschen in Nordböhmen, nicht aber in Südböhmen fand.

Später trat dem Heimatbewußtsein und der spezifisch sudetendeutschen Identität zunehmend ein allgemein-deutsches Bewußtsein entgegen, das die historische Einheit der böhmischen Länder zu sprengen drohte. Die Zäsuren in der Entwicklung des alldeutschen Denkens in den böhmischen Ländern, nämlich die Reichsgründung 1870/71, der Bruch der russisch-deutschen Allianz um 1890, der Ausbruch und das Ende des Ersten Weltkriegs, sind ein Hinweis darauf, daß die Mächtepolitik auf die Identität der Deutschen in Böhmen eine maßgebliche Wirkung zeitigte².

Zweifellos bestand auch eine Wechselbeziehung zwischen der tschechischen Nationalbewegung und der Identität der Deutschen in Böhmen. Oft wird deren zunehmend alldeutsche Orientierung als Reaktion auf den tschechischen Nationalismus gedeutet, der das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen in seiner letzten Konsequenz unmöglich gemacht hätte³. Dabei wird, gemäß der alten Kohnschen Dichotomie eines „westlichen“, emanzipativen und eines „nicht-westlichen“ Typus des Nationsbewußtseins, den Tschechen ein ethnisch bezogener, irrationaler „Sprachnationalismus“ unterstellt, der die Sudetendeutschen aus dem gemeinsamen böhmischen Zusammenhang herausgedrängt und ihnen nach dem Ende der Habsburgermonarchie nur die alldeutsche Option gelassen hätte. Indessen zeichnete sich das tschechische nationale Bewußtsein in erheblichem Maße auch durch emanzipative, gesellschafts- und staatspolitische Elemente aus und ist insofern, wie Jiří Kořalka jüngst herausgearbeitet hat, keineswegs uneingeschränkt einem „östlichen Typus“ des Nationalismus zuzurechnen⁴.

Freilich wurde das negative Ziel der tschechischen Nationalbewegung, die Überwindung des Wiener Zentralismus, 1918 in einem Staat verwirklicht, der sich durch spezifisch tschechische Symbole und durch einen ethnisch geprägten Nationalstaats-

² Kořalka, Jiří: Tschechen im Habsburgerreich und in Europa 1815–1914. Sozialgeschichtliche Zusammenhänge der neuzeitlichen Nationsbildung und der Nationalitätenfrage in den böhmischen Ländern. München 1991, 126–174. – Kann, Robert A.: Deutschland und das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie aus österreichischer Sicht. In: Deutschland und Österreich. Ein bilaterales Geschichtsbuch. Hrsg. v. Robert A. Kann und Friedrich Prinz. Wien-München 1980, 412–423.

³ Siehe z. B. Hilf, Rudolf: Die Auflösung der böhmischen Symbiose durch den tschechischen und deutschen Nationalismus. In: Bayerisch-böhmische Nachbarschaft. Hrsg. v. der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. München 1992, 157–190.

⁴ Kořalka, Jiří: Hans Kohns Dichotomie und die neuzeitliche Nationsbildung der Tschechen. In: Formen des nationalen Bewußtseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien. Hrsg. v. Eva Schmidt-Hartmann. München 1994, 263–276.

anspruch von der landesbezogenen böhmischen Tradition unterschied. Entsprach die ČSR damit jenem integralen Typus, den Čechov in seinem Stück „Drei Schwestern“ beschrieben hatte? Daß die Sudetendeutschen nach dem Krieg nicht zur Verfassungsgebung herangezogen wurden, konnte gewiß den Eindruck erwecken, als sei mit der Tschechoslowakei ein Staat entstanden, der seinen „Minderheiten“ nur durch Subordination den Weg zur Integration öffnete. Doch ist die tschechoslowakische Nationalstaatsgründung – und damit auch die Wirkung, die sie auf die Identität der Sudetendeutschen hatte – nicht losgelöst von der Mächtepolitik zu beurteilen. Denn die integralen Momente, die die Gründungsphase zweifellos prägten, sind nicht als Folge eines tschechischen „Sprachnationalismus“, sondern eher als Abwehrreflex gegen die drohende Restauration der untergegangenen Mächte verständlich.

Solange kein funktionierendes System kollektiver Sicherheit bestand und damit die Gefahr einer Revision nicht ausgeräumt war, verharrte zwangsläufig auch die sudetendeutsche Identität im Banne der Mächtepolitik. Deren Wirkung auf das Bewußtsein der Sudetendeutschen war mannigfaltig: Einerseits trug das Gefühl außenpolitischer Instabilität dazu bei, daß von tschechischer Seite zunächst nicht an einen staatsrechtlichen Umbau der ČSR gedacht wurde, andererseits richteten die Sudetendeutschen selbst ihre Augen über die Grenzen. In seiner Studie zum sudetendeutschen Volkstumskampf mit dem Titel „Vorposten oder Minderheit“ hat Rudolf Jaworski herausgearbeitet, daß die Hoffnung der Sudetendeutschen auf die Reichspolitik viel zu ihrem anfänglichen Attentismus beigetragen hat und sie somit einer politischen Identität beraubte⁵. Diese Haltung wurde von der deutschen Politik auch gefördert, wenn sich etwa der deutsche Gesandte Walter Koch gegen eine politische Differenzierung der Sudetendeutschen aussprach und damit nolens volens einer Wagenburgmentalität Vorschub leistete⁶. Erst als im Laufe der zwanziger Jahre die Elemente kollektiver Sicherheit stärker wurden, bahnte sich mit dem „Aktivismus“ eine neue politische Richtung bei den Sudetendeutschen an, und eine Verständigung zwischen Tschechen und Deutschen erschien in zunehmendem Maße wahrscheinlich.

Wie unterschiedlich sich diese Situation auf die Identität der Sudetendeutschen auswirken konnte, vermag ein Vergleich der beiden Historiker Josef Pfitzner und Eduard Winter zu zeigen. Beide stammten aus den Sudetengebieten, beide widmeten sich in der Zwischenkriegszeit der Geschichte ihrer Heimat, und für beide war die Frage der sudetendeutschen Identität ein wichtiges Motiv ihrer Historiographie.

Bei der Lektüre des Buches von Josef Pfitzner, „Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848“, das 1926 in Augsburg erschien, drängt sich unwillkürlich der Eindruck auf, daß die Komplexität des sudetendeutschen „Wir-Bewußtseins“ für den Autor ein ungelöstes Problem blieb. Pfitzner sah die Identität der Sudetendeutschen auf mehreren Ebenen verankert, die zueinander in einem spannungsvollen Verhältnis stehen. Zunächst sprach er den

⁵ Jaworski, Rudolf: Vorposten oder Minderheit? Der sudetendeutsche Volkstumskampf in den Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und der ČSR. Stuttgart 1977.

⁶ Alexander, Manfred: Die außenpolitische Stellung und die innere Situation der ČSR in der Sicht des Auswärtigen Amtes in Berlin, 1918–1933. In: Das Scheitern der Verständigung. Hrsg. v. Jörg K. Hoensch und Dušan Kováč. Koblenz 1994, 29–41, hier 37.

Deutschen in den böhmischen Ländern – wie auch den Tschechen – den Status eines „einheitlichen Volkes“ zu. Dabei waren jedoch die Sudetendeutschen für ihn keine vollwertige Nation, weil sie nicht „einen eigenständigen, selbständigen Staat“ gebildet hätten, der als „der wichtigste Kulturwert eines Volkes“ zu betrachten sei. Deutlich tritt hier die mächtestaatliche Prägung des Geschichtsdenkes Pfitzners hervor: Ohne ein eigenstaatliches Schicksal fehlten den Sudetendeutschen jene Leistungen, „welche ein staatlich organisiertes Volk im Reigen der Mächte erringen kann“⁷. Vollwertig war die sudetendeutsche Geschichte für Pfitzner nur im kulturgeschichtlichen Sinne, aber als solche war sie für ihn nicht von der deutschen zu trennen: „Jede Leistung, die ein Sudetendeutscher vollbrachte, war zugleich die Tat des gesamten deutschen Volkes.“ Um diese angemessen zu würdigen, forderte Pfitzner etwas schlechthin Unmögliches, daß nämlich „zwischen den tschechischen und deutschen Leistungen im Sudetenraume reinlich geschieden werden“ müsse⁸. In der inneren Widersprüchlichkeit dieser Konstruktion kam deutlich ein Zusammenhang zwischen mächtropolitischem Denken und Volkstumskampf zum Ausdruck: Da das „sudetendeutsche Volk“ nicht selbst im Kreis der Mächte agieren konnte, blieb aus der Sicht Pfitzners nur die Wahl des zumindest kulturellen Anschlusses an das Reich. Dabei war sich Pfitzner allerdings – in einer weiteren Brechung seiner Identitätskonstruktion – bewußt, daß sich in der Vergangenheit die Zugehörigkeit der Sudetendeutschen zu einer größeren politischen Einheit, dem Habsburgerreich, schädlich auf ihre kulturelle Identität ausgewirkt habe⁹.

Diese Widersprüche löste Pfitzner in seiner 1938 erschienenen Broschüre „Das Sudetendeutschtum“ zugunsten einer recht primitiven völkischen Konstruktion auf. Die Identität der Sudetendeutschen erschöpfte sich für ihn nun in ihrer Bestimmung als Grenzlanddeutsche. Als solche machte sie die „Notwendigkeit täglicher Verteidigung des eigenen Volkstums [...] in allen Fragen der Volkserhaltung ungemein hellhörig“¹⁰. Pfitzner sah die Sudetendeutschen also als Teil eines ethnisch homogenen Volkstums an, wobei die Randlage sie aus seiner Sicht zu besonders bewußten Trägern des Volkstums machte. Das „Grenzland“ interpretierte der sudetendeutsche Historiker folglich als Peripherie, der doch Zentralität für das Bewußtsein des ganzen Volkes zukam. Daß Pfitzner dabei nicht mehr eindeutig in der Tradition eines kulturpolitischen Volkstumskampfes stand, sondern sich inzwischen auch von rassistischen Gesichtspunkten leiten ließ, geht vor allem daraus hervor, daß er den Wechsel der Nationalität – auch der tschechischen gegen die deutsche – nun scharf verurteilte. Jedem, der das „Wesen des völkischen Gedankens“ begriffen habe, sei klar, daß das „gewaltlose Herüber- und Hinüberwechseln von einem Volkstum in das andere [...] mit allen Mitteln vermieden“ werden müsse¹¹.

⁷ Pfitzner, Josef: Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848. Augsburg 1926, 8f. Zu Pfitzner siehe Franzel, Emil: Zwei Prager Historiker. Sudetenland 13 (1971) 57–67.

⁸ Ebenda 9.

⁹ Ebenda 400.

¹⁰ Ders.: Das Sudetendeutschtum. Köln² 1940, 7.

¹¹ Ebenda 8.

In demselben Jahr, in dem Pfitzner in Köln seine Schrift über das Sudetendeutschtum veröffentlichte, publizierte Eduard Winter in Salzburg sein großes Werk „Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum“. Bis heute irreführend ist der agonale Charakter des Titels, der zweifellos einen Anklang an den Geist der Zeit enthielt. Doch faßte Winter den „Geisteskampf“ ganz im Sinne Bolzanos als edlen Wettstreit zweier Völker zum Wohle ihres gemeinsamen Vaterlandes auf. Der Gegenstand seines Interesses war nicht in erster Linie der Nationalitätenkampf, sondern die Suche nach Spiritualität in den böhmischen Ländern. So sehr Winter ein Anhänger des Nationsgedankens war, so sehr fürchtete er doch von der Verabsolutierung des nationalen Prinzips dessen ideelle Aushöhlung, die Unterwerfung universaler Ziele unter partikulare. Dementsprechend stellte sich für ihn die Frage nach der sudetendeutschen Identität unter einem Gesichtspunkt, der den Nationalitätenkampf transzendierte. Die Deutschen in der Tschechoslowakei mahnte er, die Religion nicht als Mittel im Volkstumskampf zu mißbrauchen. Dabei setzte sich Winter bewußt in eine Analogie zu T. G. Masaryk, dessen politische Philosophie und erzieherische Arbeit er als Gegenstück zu jener Aufgabe verstand, die er sich im Hinblick auf die Sudetendeutschen selbst gestellt hatte. Auch Masaryk hätte im Nationalitätenkampf die Gefahr einer spirituellen Auslaugung der Tschechen erkannt. „Die tschechische Frage“, schrieb Winter über Masaryk, „war für ihn nicht so sehr eine nationale und wirtschaftliche oder politische, sondern zuletzt eine wesentlich religiöse.“¹² In dieser Auffassung der nationalen Frage erkannte er eine Brücke zwischen Tschechen und Sudetendeutschen; nur die „Suche nach letzten Zusammenhängen“ könne die „Völkergrenze erträglich und fruchtbar“ machen.

Die geistige Verwandtschaft zu Masaryk mag dazu beigetragen haben, daß Winter an die Entwicklungsfähigkeit der tschechoslowakischen Staatsidee glaubte und 1937 offiziell die Tschechoslowakei bei der Tagung der internationalen *Coopération intellectuelle* in Paris vertrat. Sowohl in seiner wissenschaftlichen Arbeit als auch in seinem politischen Engagement war Winter ein eindrucksvolles Beispiel sudetendeutscher Verständigungsbereitschaft, für die ein Historiker wie Josef Pfitzner freilich nur eine verächtliche Invektive übrig hatte: „deutschsprachiger Tschechoslowakismus“¹³.

Zweifellos war Winter zu diesem Zeitpunkt keineswegs eine typische Erscheinung für die Identitätssuche und die Politik der Sudetendeutschen. Trotzdem muß man unterstreichen: Nur im Zeichen der Mächtropolitik lautete die Wahl für die Sudetendeutschen tatsächlich „Vorposten oder Minderheit“. Um eine wirkliche Alternative handelte es sich dabei nicht: Nur als Minderheit konnten die Sudetendeutschen zugleich Vorposten sein. Beides bedeutete, so oder so, Integration durch Unterwerfung. Die große Alternative dazu, die den Sudetendeutschen ihre politische Identität hätte geben können, war der staatsrechtliche Umbau der ČSR, zu dem die Besonnenen auf sudetendeutscher wie tschechischer Seite bereit waren. Besonders eindringlich

¹² Winter, Eduard: Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum. Salzburg 1938, 390. Zu Winter siehe Borck, Karin/Schulze Wessel, Martin: Betrachtungen zur hundertjährigen Geschichte der Osteuropäischen Geschichte in Berlin. Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1 (1994) 135–147.

¹³ Pfitzner: Das Sudetendeutschtum 59.

warnte der tschechische Philosoph Emanuel Rádl in seiner 1926 veröffentlichten Streitschrift „Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen“ vor der Gefahr des Ethnozentrismus und fordert im Sinne des von Klaus Zernack charakterisierten ostmitteleuropäischen Nationsbegriffs die Wiederherstellung des Gens-natio-Gefüges in der Tschechoslowakei. Denn die Nation und der Staat könnten, so Rádl, „nicht das Ziel der gesellschaftlichen Bestrebungen sein, sondern nur eines ihrer möglichen Mittel zur Erreichung universaler Ziele“¹⁴. Der Rückfall in die Mächtspolitik, Hitlers Raumpolitik, hat diese langfristige Reformperspektive zunichte gemacht, mit allen verhängnisvollen Folgen, die dies für die Tschechen und Sudetendeutschen hatte.

¹⁴ R á d l, Emanuel: *Válka Čechů s Němci* [Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen]. Praha 1993, 272.